

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 2 (1982)
Heft: 4

Artikel: Diskussion : Arbeit und/oder Glück : eine Begriffsarbeit
Autor: Wolf, Frieder O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-652469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diskussion

Frieder O. Wolf

Arbeit und/oder Glück Eine Begriffsarbeit (1)

Für die Lage der arbeitenden Klassen in Westeuropa ist lange Zeit – in der Periode der Blüte des Keynesianischen Wohlfahrtsstaates – die von der Gewerkschaftsbewegung unter günstigen Akkumulationsbedingungen des Kapitals erkämpfte „Vollbeschäftigung“ bestimmend gewesen (vgl. Salvati/Brosio 1981, Buci-Glucksmann 1982).

Die Massenarbeitslosigkeit, die in den westeuropäischen Ländern seit der Mitte der siebziger Jahre (anscheinend dauerhaft und bisher nicht relevant eindämmbar) herrscht, bedeutet also nicht nur eine beträchtliche, nur unter zunehmenden Anstrengungen verdrängte Bedrohung der individuellen Lebenslage der lohnabhängig Beschäftigten (vgl. z.B. Trüb 1982). Zugleich zieht sie sowohl das Ende eines „Regierungsmodells“ von Politik nach sich, wie sie im „Modell Schweden“ oder im „Modell Deutschland“ Gestalt angenommen hatte (vgl. Altvater 1982), als auch die Auflösung eines historischen Typs einer zwar mit dem Kapitalismus „versöhnten“, aber auch relativ selbstbewußten und intern integrierten Arbeiterklasse (vgl. Hoffmann 1981). Unter dem Druck einerseits der technologischen und organisatorischen Strategien des Kapitals – vor allem im Zusammenhang mit dem zunehmenden Einsatz von Industrierobotern und Datenverarbeitung in der Produktion, aber auch auf Grund der damit verbundenen Umverteilung der gesellschaftlichen Arbeit zwischen unmittelbar produktiven und mittelbar produktiven, vor- oder nachgelagerten, Arbeitsvollzügen sowie andererseits der verschärften Konkurrenz unter den lohnabhängig Beschäftigten – aufgrund der anschwellenden alten und neuen Formen einer industriellen Reservearmee – zerfällt nicht nur der bisher integrierte „Kern“ Arbeiterklasse in zunächst beziehungslose, zum Teil gegeneinanderstehende Bestandteile um die Rettung ihres Arbeitsplatzes bei den sich häufenden Firmenpleiten. Denjenigen der deutschen, männlichen Facharbeiter, die sich als „Arbeitsplatzbesitzer“ begreifen, treten darüber hinaus ganz unterschiedliche „überschüssige Teile der Arbeitsbevölkerung“ entgegen, die ebenfalls ihr „Recht auf Arbeit“ geltend machen: die ausländischen Kollegen (und die vielen Arbeitslosen in der Dritten Welt, die hinter ihnen stehen), die schon zum Teil vom Arbeitsmarkt verdrängten Frauen, die junge Generation der arbeitenden Bevölkerung, deren Integration in den Produktionsprozeß und in die Arbeiterklasse aufgrund der auf Jahre hin bedrohlich hohen Jugendarbeitslosigkeit ins Stocken geraten ist, die „älteren Arbeitnehmer“, die verständlicherweise auch nicht bereit sind ihre Arbeitsplätze zu räumen, um die „Arbeitsplatzsicherheit“ der anderen Beschäftigten zu erhöhen. Die Gewerkschaftsbewegung gerät damit zwischen wider-

sprüchliche Ansprüche: einerseits wird sie von den „Arbeitsplatzbesitzern“ als „kollektive Schutzorganisation“ für ihre spezifischen, mit anderen Interessen in der Arbeitsbevölkerung konkurrierenden Interessen beansprucht; andererseits müssen sie zur Sicherung ihrer eigenen langfristigen Handlungsfähigkeit die Interessen der ausgegrenzten Teile der Arbeitsbevölkerung aufgreifen, die schon keine „Arbeitsplatzbesitzer“ mehr sind und auch zunehmend weniger Chancen haben, es wieder zu werden. Diese widersprüchliche Anforderungsstruktur zu bewältigen, fällt dabei den Gewerkschaften um so schwerer, je mehr sie selbst *faktisch* Organisation der ersten Kategorie von lohnabhängig Beschäftigten sind, während die zweite Kategorie noch nicht in ihren Organisationszusammenhang eingetreten bzw. bereits aus ihm herausgefallen ist oder einfach nur passiv von ihm organisiert wird. Dementsprechend sehen gegenwärtig vor allem die jungen und zum Teil die höher qualifizierten Teile dieser ausgegrenzten Kategorien von Lohnabhängigen, die entweder überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen sind oder aber eine derartige Betroffenheit erwarten, in den beschäftigten Lohnabhängigen und „ihren Gewerkschaften“ mehr und mehr eine bloße Stütze, einen zusätzlichen Apparat des herrschenden „Kartells der Besitzenden“, das ihnen selbst doch gerade die Arbeitsplätze vorenthält.

Wie die arbeitszeitpolitische Debatte der letzten Jahre gezeigt hat (vgl. Offe u.a. 1982 und Prokla 1982), ist auch der bei einer rein quantitativen Betrachtung überzeugende Vorschlag der Arbeitsumverteilung durch Arbeitszeitverkürzung in dieser Situation kein Patentschlüssel: Solange weder geklärt ist, unter welchen Bedingungen auf gesetzlicher, tariflicher und betrieblicher Ebene eine Durchsetzung bestimmter Formen von Arbeitszeitverkürzung – von der Frühverrentung über die Urlaubsverlängerung bis zur Verkürzung der Wochenarbeitszeit – erfolgt, kann nicht ausgeschlossen werden, daß durch Arbeitszeitverkürzungen direkt oder indirekt – ob durch einfache Erhöhung des Arbeitstempos oder durch Verschärfung betrieblicher Selektionsprozesse bzw. durch eine weitere Ausdehnung von Schichtarbeit und Überstunden – eine Intensivierung der Arbeit durch die Unternehmen erleichtert wird. Oder daß durch Mechanismen der Privilegierung bzw. Diskriminierung in der Arbeitszeitgestaltung Spaltungslinien innerhalb der Belegschaften/der Gewerkschaftsbewegung entwickelt (oder vertieft) werden, die zu einer nachhaltigen Unterminierung gewerkschaftlicher Kampfpositionen führen. Bereits aufgrund der bisherigen Entwicklung von Arbeits- und Entlohnungsbedingungen unterschiedlicher Kategorien von Beschäftigten – Facharbeiter/Techniker/Frauen/Ausländer – hat sich ein derart verwickeltes Knäuel von Sonderinteressen und Forderungsstrukturen auf seiten der „Arbeitnehmer“ ergeben, daß eine breite Mobilisierung für das strategisch bedeutsamste Ziel, eine rasche, lineare Verkürzung der Wochenarbeitszeit bei Lohnausgleich, Intensivierungsabwehr und Personalausgleich selbst schon eine schwierige gewerkschaftspolitische Aufgabe darstellt. (2)

In einer solchen historischen Situation kann es nicht verwundern, daß in der intellektuellen Diskussion in unterschiedlichen, leicht variierten Gestalten,

die Abwendung von der „Sphäre der Arbeit“ Furore macht (vgl. Benseler u.a. 1982; Zukunft der Arbeit 1982). Die Aufmerksamkeit und die Hoffnungen vieler verlagern sich auf die „Sphäre der Nichtarbeit“ (vgl. Gorz 1980), auf die selbstbestimmte „Eigenarbeit“, auf die „Selbsthilfe“, auf den „informellen Sektor“ oder auch die „Schattenwirtschaft“, ausserhalb des durch die Lohnarbeit bestimmten gesellschaftlichen Arbeitsprozesses (vgl. z.B. Huber 1981). Wie sehr dabei die Misere dieses „Sektors“ gesellschaftlicher Arbeit aus dem Blick gerät – der faktisch in diskriminierender Weise vor allem für Frauen reserviert wird – ist in der Debatte nur vereinzelt angemerkt worden (vgl. z.B. Hinn 1982, Bennholdt-Thomsen 1982).

Viele Intellektuelle verabschieden sich darüberhinaus damit programmatisch von einem Proletariat, von dem sie sich bereits in der vergangenen historischen Epoche ein Bild gemacht hatten, das überwiegend aus den Erfahrungen des 19. und allenfalls des frühen 20. Jahrhunderts genährt war. Nachdem sie Ende der 60er Jahre emphatisch dahin aufgebrochen waren, ihren Platz „an der Seite des Proletariats/des Volkes“ in diesen Kämpfen einzunehmen, verabschieden sie sich programmatisch aus den Kämpfen der Klassen.

Diese Entwicklung ist nicht einfach als ein Reflex der Verschiebungen in der objektiven gesellschaftlichen Situation zu begreifen. Sie vollzieht sich auf spezifische Weise mit Hilfe eigener, ideologischer Mechanismen, die es selbst noch zu begreifen gilt. Ein zentraler ideologischer Mechanismus dieser Entwicklung liegt bereits in der Konfrontation zwischen einem heute (zutiefst konservativen) Begriff von Arbeit als Selbstverwirklichung des Menschen, wie er vor allem auch in der sogenannten humanistischen Tradition der Bourgeoisie ausgearbeitet und vertreten worden ist, und einer im Kern vorbürgerlichen Vorstellung von „Muße“ und „Glück“.

In der Formulierung und Erörterung der falschen Alternative von „Selbstverwirklichung“ des Menschen in der „Arbeit“ und menschlichem „Glück“ in der „Muße“ werden wirksam die Fragen verdeckt, die zu stellen allein aus den elementaren Mechanismen der bürgerlichen Ideologie herausführen kann: Ist denn eine substantiell, als abschließbares „Werk“, verstandene „Selbstverwirklichung“ oder ein statisch begriffenes „Glück“ überhaupt eine tragfähige Handlungsperspektive für materielle, lebendige – und damit auch sterbliche – Individuen, deren Geschichte eine Geschichte der Klassenkämpfe ist? Und liegt denn nicht gerade schon in der Entgegensetzung von „Arbeit“ und „Muße“ oder in der Unterscheidung von Poiesis, Praxis und Theoria bereits eine Wirkung einer bestimmten historischen Gestalt einer klassen- und geschlechtsspezifischen Organisation und Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten – die es doch gerade zu überwinden gilt? Und muß daher nicht jede Option für eines dieser unterschiedenen Momente – ob für die Arbeit der „großen Industrie“ (z.B. Lenin) oder für die arbeitsfreie *Vita activa* (Arendt) oder gar für den individuellen Freiraum der „Hobbies“ (Sève) – stabilisierend auf den ideologischen Mechanismus dieser Entgegensetzungen und Unterscheidungen zurückwirken – und damit politisch konservativ, einer möglichen sozialistischen Umgestaltung entgegen, wirken?

Dieser Mechanismus soll hier analysiert und demontiert werden. Statt daß sich die konservative Ideologie der Arbeit (wie sie sich in Teilen der marxistischen Tradition verankert hat) und die nostalgische Ideologie der Nicht-Arbeit gegenseitig die Bälle zuspielen, wie es gegenwärtig geschieht (3), soll diese Analyse Raum schaffen für eine Debatte darüber, wie der gesellschaftliche Reichtum konkret neu zu begreifen – also nicht mehr als eine „Anhäufung von Waren“ – und deshalb auch in anderer Weise zu produzieren ist, so daß sich ein neues Verhältnis zwischen den gesellschaftlich notwendigen produktiven und reproduktiven Tätigkeiten der Individuen und dem „guten Leben“, als erstrebenswerte und erstrebte Qualität der individuellen Lebenstätigkeit, herstellt.

1. Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt!

Diese einfache Wahrheit des Volksmundes ist, wie es meistens der Fall ist, durchaus zweideutig. Eine Sache ist es, sich auf Kosten der Arbeitskollegen zu drücken, die dann mehr arbeiten müssen, ohne dafür ein „Äquivalent“ zu erhalten (oder sich zu drücken auf Kosten der Qualität des Produktes und damit der Konsumenten). Da wird auch der gewerkschaftlich bewußte Kollege sich mit Vorhaltungen melden. Und der Marxist wird allenfalls die Erfahrung der Ausbeutung unter dem System der Lohnarbeit anführen, um solch eine Einstellung zur eigenen Lebenstätigkeit (oder solch eine Rücksichtslosigkeit gegenüber anderen) zu erklären. Eine ganz andere Sache ist es aber, sich gewissermaßen gesellschaftlich von der Arbeit zu drücken. Nämlich dadurch, daß mensch herausfindet, unter welchen Voraussetzungen eine Arbeit nicht mehr erforderlich wird oder wie sie einfacher bewältigt werden kann. Wer würde denn schließlich bestreiten, daß die arbeitenden Menschen nur gewinnen, wenn sie lernen sich in diesem, gesellschaftlichen Sinne von einer Arbeit zu „befreien“ (4)

Innerhalb der Arbeiterbewegung gibt es aber eine tradierte Sichtweise, die sich – durchaus mit gutem Recht – vorrangig daran stößt, unter welchen Bedingungen die gesellschaftliche „Befreiung von der Arbeit“ unter den Bedingungen des Kapitalverhältnisses naturwüchsig erfolgt (5). Nämlich in Gestalt der massenhaften Freisetzung oder Dequalifizierung von Arbeitskräften. Nur zieht diese Sichtweise daraus z.T. den falschen Schluß, man müsse die alte Art zu arbeiten verteidigen, d.h. die Art der Arbeit, die vorherrschte, als der zünftige Handwerker, auch noch der geschickte Manufakturarbeiter oder später der gelernte Facharbeiter noch „Herren ihres eigenen Arbeitsprozesses“ waren (soweit nicht auch sie schon von ihren Arbeitsmitteln und ihrem Arbeitsgegenstand „beherrscht“ oder eben von ökonomischen Zwängen angetrieben wurden (vgl. Leithäuser 1979). Oder andere ziehen den ebenfalls falschen Schluß, durch eine Überwindung der kapitalistischen Lohnarbeit würde schließlich alles aus dem Arbeitsprozeß verschwinden, was ihn beschwerlich und unbefriedigend macht (vgl. z.B. Holzkamp-Osterkamp 1979).

Beide Vorstellungen sind durchaus nicht nur „Volksvorurteile“; sie finden sich auch in wissenschaftlich ausgearbeiteten Formen: unter dem Stichwort der „Entfremdung“ werden da die Residuen der handwerklichen Tradition zum letzten Stützpunkt des Widerstands gegen die Unterordnung der Arbeit unter das Kapital stilisiert (vgl. Leithäuser 1979). Oder (im Rückgang bis auf steinzeitliche Vorformen) wird das menschliche Bedürfnis zu arbeiten herausgestellt und dabei wird auch noch die Arbeit auf den „Werkzeuggebrauch“, auf das „Herstellen“, auf die handwerksmäßige Tätigkeit reduziert (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1979). Der gesamte Bereich der organisierenden, planenden, pflegenden, für die gesellschaftliche Reproduktion ebenso notwendigen Tätigkeiten fällt damit außerhalb des Horizonts der Betrachtung.

Darin treffen sich die Vertreter dieser Sichtweise in einem entscheidenden Punkt mit den Theoretikern der nostalgischen Ideologie der Nicht-Arbeit: sie akzeptieren die spezifisch ideologische Alternative von Herstellen (im Sinne der griechischen *Poiesis*) und Handeln (im Sinne der griechischen *Praxis*) (vgl. Arendt 1958) als Grundlage ihres eigenen Nachdenkens über den Stellenwert „der Arbeit“ im individuellen und gesellschaftlichen Lebensprozeß. An die Stelle der alten griechischen Sklavenhaltergesinnung, die von dem Grundgedanken bestimmt war, daß es eben „besser“ ist, zu handeln als „herzustellen“, d.h. etwa Politik zu machen (oder eben, wo dies nicht mehr möglich war, seiner Muße nachzugehen) als zu arbeiten, stellen diese Positionen bloß ihrerseits die plebejische Gesinnung heraus, die den Stolz auf die eigene Mühe propagiert („Produzentenstolz“) und den „herstellenden Menschen“, den *homo faber*, zum Maß aller Dinge erklärt (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1979). Das ist zwar vor langer Zeit, als sich die bürgerliche Ideologie gegen feudale Hierarchievorstellungen durchsetzte, ein historischer Fortschritt gewesen, aber es reicht schon lange nicht mehr, um die wirklichen Verhältnisse und die wirklichen Perspektiven der gesellschaftlichen Arbeit zu begreifen.

2. In der Muße liegt das Glück?

In der Tat liegt ein Argument gegen das Arbeitsethos des *homo faber*, gegen die Jules-Vernes-Vorstellung von der Geschichte als einem dampfmechanischen und elektrodynamischen Arbeitsprozeß (6) in seiner unaufgelösten Verhaftung in der Tradition der antiken Sklavenhalter. Für Aristoteles etwa war die Unterscheidung von Handeln und Herstellen noch der theoretische Teil einer ideologischen Operation, deren operativer Teil die Einteilung der Menschen in Sklaven und Herren „von Natur aus“ war – was der Sklaverei eine fundamental-philosophische Rechtfertigung eintrug. Ebensowenig ist seine Argumentation für die Überlegenheit der „Praxis“, des reinen Handelns, gegenüber der „Poiesis“ des bloßen Herstellens, aus diesem Zusammenhang herauszulösen. Das Argument etwa, das Handeln trage seinen Zweck „in sich selbst“ (während das Herstellen diesen Zweck außerhalb seiner selbst habe), ist nur in einer Situation schlüssig zu formulieren, in der keine we-

sentlichen sozialen Kategorien außer den freien Sklavenbesitzern, die sich in ihrem Handeln selbst genießen, und den unfreien Sklaven existieren, wo das Herstellen unmittelbar gesellschaftliche Tätigkeit ist (und nicht etwa zur Produktion der eigenen Nahrungsmittel in Form einer Subsistenzwirtschaft erfolgt), seinen Zweck „außerhalb“ seiner hat: im Genuß der Herren. Spätestens in einer entwickelten kapitalistischen Gesellschaft, in der sich die Lohnarbeit nicht mehr nur auf die Sphäre des Herstellens – der extrahierenden oder transformierenden Bearbeitung der Natur der „Erde als allgemeiner Arbeitsgegenstand“ – erstreckt, sondern alle Bereiche notwendiger gesellschaftlicher Tätigkeit ergriffen hat, wird diese zunächst naheliegende Vorstellung zu einer wirklichkeitsfremden Doktrin. So existiert, vermittelt über die Form der Lohnarbeit, auf vielfältige Weise eine „abhängige Praxis“ – vom Tanz der Ballerina, die einem Theater angestellt ist, bis zur Rede des Präsidenten als des „ersten Angestellten seines Staates“. Und andererseits haben sich die Lohnarbeiter mit und seit der Normalisierung des Arbeitstages selbst „Freizeit“ errungen, in der sie eigenen, von ihnen selbst regulierten Tätigkeiten nachgehen, die z.T. jedenfalls eher Selbstzweckcharakter haben als manche Formen „abhängiger Praxis“ von Arbeitern und Angestellten, deren Zweck in der Tat nicht nur außerhalb ihrer selbst liegt, sondern die als Prozeß zur stofflichen Gestalt der Reproduktion einer fremden und feindlichen Macht des Kapitals, geworden ist. Damit wird etwa in der Kategorie des Hobbys („Freizeit“) eine *Poiesis*, ein Herstellen, denkbar, dessen Zweck nicht außerhalb seiner, sondern „in ihm selbst“ liegt: sei es die Produktion eines Schiffsmodells oder die Reinigung einer Küche („Hausarbeit“). Die Vorstellungswelt, auf der die Ideologie des *homo faber* beruht, die selbst eine plebejische Negation der aristokratischen Ideologie des *Handelns* (bzw. des *Nichtstuns*) ist, erweist sich als ebenso von der gesellschaftlichen Wirklichkeit überholt und konkret unanwendbar wie ihr aristokratischer Gegenpol. Die Frage etwa, ob der Zweck einer Handlung bzw. eines Produktionsaktes „innerhalb dieser selbst liegt“ oder „von außerhalb“ bestimmt ist – die vor jeder Untersuchung der subjektiven Motivation der konkret Tätigen zu stellen und zu beantworten ist – kann in der heutigen Arbeitswelt ebenso wie in weiten Sphären dessen, was mit der problematischen Kategorie der „Nicht-Arbeit“ abgedeckt wird – nicht mehr an einfachen materiellen Differenzen – wie etwa der zwischen „Produzieren“ und „Dienstleisten“ – festgemacht werden.

Tätigkeiten, die ein Produkt aus sich entlassen, und Tätigkeiten, die von ihrem Produkt nicht trennbar sind, die sogenannten Dienste, sind nicht als solche von unterschiedlicher struktureller Zweckmäßigkeit. Entscheidend wird in der gegenwärtigen Gesellschaft vielmehr der *Stellenwert*, den diese konkrete Tätigkeit im bestehenden und sich weiterentwickelnden System gesellschaftlicher Arbeit erhält. Jede Arbeit, die im System gesellschaftlicher Arbeit unter dem Lohnverhältnis verrichtet wird, erwirbt dadurch jedenfalls eine von außen bestimmte Zweckmäßigkeitsstruktur, während umgekehrt jede Tätigkeit, die diesem Verhältnis nicht unterliegt, zumindest der Möglichkeit nach Träger einer innerhalb ihrer selbst liegenden Zweckmäßigkeitsstruktur ist.

Aber wie konkret ist diese Möglichkeit? Für die Wahlrede des Politikers, der sich auf die neuesten Umfragen stützt, um möglichst wiedergewählt zu werden – auch wenn er dafür ein paar Überzeugungen verleugnet? Für die zwanghafte Konsumtion von Massenspielen durch einen beträchtlichen Teil des Fernsehpublikums, für die wachsende Flucht von resignierten Nach-68ern und von marginalisierten Jugendlichen in Drogengebrauch, Psychoexerzitionen und irrationale Riten? Für die Plackerei der jungen Mutter im Haushalt? Gewiß ist die Behauptung dieser Möglichkeit für den großen Teil der gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten, die *nicht* unter dem Lohnarbeitsverhältnis ausgeübt werden, ebenso abstrakt, wie die grundsätzlich ebenfalls bestehende Möglichkeit, daß die von außen bestimmte Zweckmäßigkeit der unter dem Verhältnis der Lohnarbeit verrichteten Tätigkeiten durch eine „von innen heraus“ sich ergebende Zweckmäßigkeit dieser Tätigkeiten als konkret stoffliche Arbeiten „überformt“ wird. Gewiß kann der angestellte Konzertpianist oder der verbeamtete Philosoph sowohl das vertraglich vereinbarte Quantum Arbeitskraft regelmäßig verausgaben, als auch sich selbst und seine Kunst in seinem Beruf verausgaben und damit verwirklichen. Aber er und seinesgleichen bilden die Ausnahme, die die gesellschaftliche Regel der von außen bestimmten Zweckmäßigkeitsstruktur der Lohnarbeit bestätigt. Und wie es die angeführten Beispiele lehren, wird es notwendig sein, auch innerhalb derjenigen gesellschaftlichen Tätigkeiten, die nicht im Lohnarbeitsverhältnis stattfinden, zu unterscheiden: zwischen der großen Mehrzahl, in denen äußere Notwendigkeiten – des Pendelns zum Arbeitsplatz, der Reproduktion der eigenen Arbeitskraft, der Sorge für die Kinder usw. – den Handlungen objektiv eine externe Zweckmäßigkeitsstruktur aufprägen und der kleinen Minderheit von Tätigkeiten, in denen tatsächlich von der Möglichkeit einer intrinsischen Zweckmäßigkeitsstruktur mit Recht gesprochen werden kann. Aber wie ist hier der Unterschied zu machen, wo ist die Grenze zu ziehen?

Der einfachste Versuch einer solchen Grenzziehung liegt bisher in der Unterscheidung zwischen „Selbstbestimmung“ und „Fremdbestimmung“ vor – etwa in der Kategorie der „Eigenarbeit“ – , wie sie bei Rousseau und Kant entlehnt werden kann: auch jenseits der Sphäre der Fremdbestimmung, wie sie durch die Lohnarbeit gebildet wird, wäre demnach noch zu unterscheiden, wieweit die in einer Tätigkeit verfolgten Zwecke von den Tätigen selbst gesetzt oder ihnen durch äußere Notwendigkeiten aufgegeben bzw. durch Manipulation ihrer freien Entscheidung aufgenötigt worden sind. Allerdings erweist sich diese einfache Grenzziehung als nicht durchführbar: Entweder verwickelt sie sich – in der Nachfolge Rousseaus – in die Antinomien, die sich aus der scharfen Trennung von Gesellschaft und Staat, von gesellschaftlichen Widersprüchen und politischen Kämpfen ergeben – einschließlich der politizistischen Reduktion der Widersprüche, wie sie in der Vorstellung des „autoritären Etatismus“ (Poulantzas 1977) ebenso Gestalt angenommen hat wie in der neoliberalen Ideologie, die auf einer ökonomistischen Reduktion beruht (vgl. Müller 1982).

Oder sie unterwirft sich der ausweglosen Konsequenz der schon von Kant und Fichte zu Ende getriebenen Ideologie der Herauslösung des Selbst als *autor sui*, als transzendentes Subjekt, aus allen konkreten Konstitutions- und Handlungsbedingungen – daß allein diejenige Handlung als selbstbestimmt und damit als „frei“, gelten kann, die *aus Pflicht*, ganz ohne Rücksicht auf „selbstische Neigungen“ geschieht. Entweder verschreibt man sich also einer rigiden Trennung von gesellschaftlichen Problemen und politischen Fragen, die, da sie jedes Eintreten für ein besonderes Interesse aus der Politik verbannt, der Stabilisierung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse ausgezeichnet dienen kann – gegen die *besonderen* Interessen der Lohnarbeiter an der Ausübung ihres Streikrechts, der Frauen an positiver Diskriminierung, der der Anwohner eines technologischen Großprojektes am Schutze ihrer Umwelt oder der zukünftigen Generation an der Erhaltung ihrer natürlichen Lebensgrundlage. Oder aber mensch unterwirft sich einer offenen Privilegierung der im bestehenden Gesellschaftssystem sozio-ökonomisch Stärkern (vgl. z.B. Tullock/Tiedemann 1976). Oder – schliesslich – es wiederholt sich die tragisch-heroische Selbst-Stilisierung des Einzelnen ohne Rücksicht auf materielle historische Situationen: Dann käme es nur noch darauf an, „seine Pflicht getan“ zu haben, egal ob als Stadt-Guerilla oder als Bundeskanzler. Jeder Gedanke an konkrete Befreiung, an spezifische Emanzipation als hier und jetzt anzugehender praktischer Prozeß wird von diesen Alternativen beiseite geräumt, ja selbst noch als bloßer Wunsch undenkbar gemacht.

Um diesen Antinomien zu entkommen, kann durchaus mit Ludwig Feuerbach der Versuch gemacht werden, sich auf das „sinnliche Wesen des Menschen“ oder seine „sinnlichen Bedürfnisse“ zurückzuziehen. Mit einer solchen Operation entfielen zugleich die ursprüngliche Frage: an die Stelle der Versuche einer Abgrenzung intrinsisch zweckmäßiger Handlungen träte die These, daß alle Handlungen ihren von außen bestimmten Zweck in der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben. Die so verstandene „Bedeutung“ einer Tätigkeit wäre dann weder an dem Motiv der Tätigen abzulesen, noch an ihrem stofflichen Charakter (noch etwa daran, auf welche Weise eine bestimmte Handlung zu der Bedürfnisbefriedigung führt, aus der sie ihre Zweckmäßigkeit bezieht). (7)

An die Stelle der allzu schlichten Unterscheidung von Arbeit und Nicht-Arbeit – als bescheidener Erbin der antiken Entgegensetzung von Mühsal und Muße in materialistischer Perspektive – tritt damit die Analyse unterschiedlicher Zusammenhänge zwischen menschlichen Tätigkeiten und gesellschaftlicher Bedürfnisbefriedigung. Die Muße kann damit nicht mehr als „Selbstzweck“ und „Selbstgenuß“ der Herrschenden begriffen werden, sondern muß als spezifische Tätigkeit, als notwendiges Element zur Bedürfnisbefriedigung aller begriffen und entsprechend gesellschaftlich organisiert werden – was keineswegs kurzschlüssig mit einer umfassenden Kollektivierung der individuellen Lebenstätigkeiten gleichzusetzen ist. Tätigkeiten, die dagegen keinem Zweck dienen – wie der „Spleen“ der englischen Neuzeit – sind unter derart sich verändernden Bedingungen keine Modelle von „Selbst-Bestimmung“ mehr, sie werden eindeutig zu dem, was sie vorher erst zum

Teil waren: zu Formen einer parasitären Verarmung der individuellen Lebens-tätigkeit infolge ihrer Abschließung von wirklichen gesellschaftlichen und individuellen Zwecken und Tätigkeitsverknüpfungen. Das nimmt ihnen allerdings nicht das Verdienst, historisch notwendige Formen von produktiver Rebellion gegen die herrschende Gestalt der gesellschaftlichen Arbeit in der kapitalistischen Produktionsweise (gewesen) zu sein.

3. Kein „Reich der Freiheit“ ohne Umgestaltung der Systeme gesellschaftlicher Tätigkeit!

So sehr die humanistische Betrachtungsweise Feuerbachs einen Fortschritt darstellt gegenüber der spiritualistischen Suche nach dem „Selbstzweck in der menschlichen Lebenstätigkeit“, bleibt dieser Fortschritt selbst noch einseitig und daher für allerlei Rückfälle offen:

Vor allem der *Bedürfnisbegriff* kann nicht nur in ähnlicher Weise formalisiert werden, wie das etwa für den Begriff des „Vermögens“ vorgeführt worden ist, das schließlich für alles herhalten mußte (Nietzsche: „Vermögen eines Vermögens“). Jeder Versuch, die Bedürfnisse des Menschen theoretisch zu fixieren führt in die Aporie, sich entweder darauf zu beschränken, was ein Individuum der biologischen Spezies, der wir angehören, des *homo sapiens recens*, zum Überleben braucht – und damit das spezifisch Menschliche zu verfehlen, da er diese „Bedürfnisse“ im Großen und Ganzen mit den übrigen Hominiden teilt – oder aber sich auf die historische Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse einzulassen, dann aber jeden inhaltlichen Maßstab zu verlieren. Da hilft es auch nicht, auf halbformale Unterscheidungen („eigentliche“/„uneigentliche“, „lebendige“/„kompensatorische“ Bedürfnisse u.ä.) zurückzugreifen, um derartige Kriterien zu gewinnen.

Andererseits trifft einfach nicht zu, was oft behauptet wird: Daß man ohne einen solchen Begriff von „guten“ und „schlechten“ Bedürfnissen nicht Tätigkeiten kritisieren könnte, die der Kompensation von Mühen und Ängsten dienen, wie sie der Lohnarbeit und den gesellschaftlichen Ungleichheiten und Zwängen in der Sphäre der „Nicht-Arbeit“ entspringen. Denn etwa für eine Kritik von Fluchtendenzen in der Alltagskultur der Lohnabhängigen ist der Begriff eines „kompensatorischen Bedürfnisses“ (oder auch einer „eskapistischen Weltdeutung“) schlicht überflüssig.

Es ist auch keineswegs erforderlich, der Illusion aufzusitzen, außerhalb der kapitalistischen Fabrik herrsche das Reich der Freiheit, um auf den Versuch zu verzichten, die wirklichen Tätigkeiten der gesellschaftlichen Menschen auf „gute“ oder „schlechte“ Bedürfnisse zurückzuführen. Die Schwierigkeit liegt eher darin, daß wir Grund haben, unserer eigenen bereits historisch „geformten“ Phantasie zu mißtrauen: was die Konsequenzen einer Umgestaltung der unterschiedlichen notwendigen Systeme der gesellschaftlichen Tätigkeiten, die in der gegenwärtigen Gesellschaft unter dem Primat der Lohnarbeit miteinander verknüpft, aber in sich eigenständig gegliedert sind – das System der als Lohnarbeit konstituierten notwendigen gesellschaftlichen Tätigkei-

ten, das System der als 'Liebesdienste' konstituierten notwendigen gesellschaftlichen Tätigkeiten (Hausarbeit) und das System der als 'Pflichten von Staats wegen' erzwingbaren gesellschaftlichen Tätigkeiten (Schulpflicht, Dienstpflichten, Rechtspflichten) – auf die Konstitution und die Praxis der individuellen gesellschaftlichen Subjekte haben werden, übersteigt um einiges unser Vorstellungsvermögen. Wir können nur die Richtung ahnen: eine Annäherung der „Besetzung“ der unterschiedlichen Systeme von Tätigkeiten für die subjektive Reproduktion der Individuen, d.h. hinsichtlich der Produktion von individueller Perspektive und gesellschaftlichem Sinn, und eine Aufhebung der ungleichen Distribution der Individuen auf die unterschiedlichen Tätigkeitsmassen. Es wird nicht nur die erste Voraussetzung dafür erfüllt werden, daß jede Köchin den Staat leiten kann – daß es nämlich keine Köchinnen als diskriminierter Frauenberuf mehr gibt – darüber hinaus wird es auch Politiker geben, die auf ihre Leistungen in der geselligen Kunst des Kochens ebenso stolz sind, wie auf ihre politischen Initiativen und Beratungen.

Die Analyse des wirklichen Mechanismus, der in der Alternative von „Arbeit“ und „Glück“ am Werk ist, hat uns also – auf dem Umweg über philosophische Argumentationen – zu einer zentralen politischen Frage zurückgeführt, die eines der Zentren der strategischen Debatte der marxistischen Linken bildet: Zur Frage nach dem gesellschaftlichen Subjekt der sozialistischen Transformation und der Durchsetzung des Kommunismus.

Immerhin so viel hat sich ergeben: Dieses Subjekt ist nicht „einfach“ die „Arbeiterklasse“ – auch nicht als ein „sujet à faire“. Aber es ist auch nicht etwas anderes, jenseits des Proletariats. Es ist eine neue Artikulation der ausgebeuteten, abhängigen und unterdrückten Kategorien der gesellschaftlichen Individuen, die sich aufgrund ihrer Stellung in und zu den Systemen der notwendigen gesellschaftlichen Tätigkeiten als Träger von Widerstand, Rebellionen und Kämpfen gegen die artikulierten Formen bürgerlicher Klassenherrschaft konstituieren – und deren neue Artikulation nicht nur die wirksame Herausbildung eines proletarischen Pols im Klassenkampf möglich macht, sondern sogar eine wesentliche Bedingung dafür zu bilden scheint, daß sich im Prozeß der sozialistischen Transformation nicht erneut die Macht der staatlichen und bürokratischen Instanzen gegenüber den proletarischen Kämpfen verselbständigt.

ANMERKUNGEN

- 1) Vgl. die „Wörterarbeit“ von R. Lüscher (1982)
- 2) Das ist allerdings kein Grund, deswegen nun zu den (liberalistisch ausgerichteten) Konzepten einer Flexibilisierung und Individualisierung im Sinne der sog. „Neuen Arbeitszeitpolitik“ überzugehen (vgl. Gensior/Wolf 1980).
- 3) Sowohl auf Seiten der Vertreter der „Dualwirtschaft“ wie ihrer traditionalistischen Kritiker (vgl. Benseler u.a. 1982; Zukunft der Arbeit 1982)
- 4) Darauf richtet sich vorrangig immer schon der inzwischen schon säkulare Kampf der Arbeiterbewegung für die Verkürzung (und „Normalisierung“) der Arbeitszeit – dem allerdings wie ein scharfer Hund dem Wild die kapitalistische Intensivierung der Arbeit auf den Fersen geblieben ist (vgl. Pinkus 1982).

- 5) Vor allem in der rechtsförmig argumentierenden (und doch in defensiven Phasen nicht schlichtweg konservativen) Forderung nach einem „Recht auf Arbeit“ und dessen effektive Gewährleistung.
- 6) Die auch den marxistischen Klassikern nicht ganz fremd war, ohne aber auf einen von ihnen als „Sündenbock“ abgespalten werden zu können, wie es Vester (1981) tut.
- 7) D.h. unter anderem auch, daß es der Sache nach keine Grundlage dafür gibt, zwischen „notwendigen“ und „luxurierenden“ Bedürfnissen (und dementsprechend zwischen „Bedarfgütern“/„Bedarfsproduktion“ und „Luxusgütern“/„Luxusproduktion“) zu unterscheiden — wenn mensch nicht darauf Bezug nimmt, um wessen Bedürfnisse es sich handelt — etwa um die der herrschenden Klasse oder die der lohnabhängigen Haushalte — , oder darauf, welchen Stellenwert sie im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß haben — etwa als Voraussetzungen/Momente weitere gesellschaftlicher Produktion oder als Elemente eines nicht-reproduktiven Konsums.

LITERATUR

- E. Altvater, in: Prokla 48, 1982
- H. Arendt, The Human Condition, New York 1958
- H. Bennholdt-Thomsen, Diskussionsbeitrag zur Eröffnung des Kongresses „Zukunft der Arbeit“, Bielefeld 8.10.1982 (ersch. im Kongressbericht)
- Benseler u.a., (Hg.), Zukunft der Arbeit, Hamburg 1982
- C. Buci-Glucksmann, in Prokla 47, 1982
- Gensior/Wolf, in: Leviathan, 1980, Nr. 1
- A. Gorz, Abschied vom Proletariat, Frankfurt 1980
- V. Hinn, in: Positionen, Nr. 42, 1982
- J. Hoffmann, in: Prokla 43, 1981
- U. Holzkamp-Osterkamp, Motivation, Frankfurt 1979
- J. Huber (Hg.), Anders arbeiten — anders wirtschaften, Frankfurt 1979
- J. Huber, Wer soll das alles ändern?, Berlin (W.). 1980
- T. Leithäuser, in: Viertert u.a., Gesellschaftliche Reformen in der Krise, Frankfurt 1979
- R. Lüscher, in: WIDERSPRUCH, Nr. 3, 1982
- C. Müller, in: Positionen, Nr. 42, 1982
- C. Offe u.a., Arbeitszeitpolitik, Frankfurt 1982
- T. Pinkus, in: WIDERSPRUCH, Nr. 3, 1982
- Prokla 46: Fertig — aus — Amen“ (Teilschwerpunkt Arbeitszeit), 1982
- Salvati/Brosio, in: Prokla 38, 1981
- L. Sève, Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankfurt 1974
- L. Trüb, in: WIDERSPRUCH, Nr. 3, 1982
- G. Tullock/N. Tiedemann, in: Journal of Political Economy, 1976
- M. Vester, in: Prokla 43, 1981
- C. v. Werlhoff, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Nr. 1, 1978
- C. v. Werlhoff, in: courage, Nr. 5, 1982
- Zukunft der Arbeit (Vorbereitungsreader zum Kongress), Hannover 1982